

Nr. 137. Bromberg, den 17. Juni 1930.

Ein Welthaus.

Roman von **Sophie Kloerss.**

Urheberschutz für (Copyright by) Ernst Keils Nachf. (A. Scherl) G. m. b. H. 1929

(9. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Hamburg! Wer liebt seine Vaterstadt mehr, als der Hamburger sie liebt! Die ihm alles verkörpert, was stolz und stark und groß ist. Die alte, ehrenfeste Stadt, durch Jahrhunderte umkriegt, zerstört, immer wieder erbaut, immer wieder deutschen Ruhm durch die Länder und über das Meer tragend, immer — auch in Not und Bedrängnis — so unerschütterlich deutsch und treu.

Sprekelsen liebte sie. Weil er nicht davon sprach, saß diese Liebe um so zäher in seinem innersten Wesen. Seit Jahrhunderten waren seine Vorfahren hier Bürger gewesen, hatten teilgehabt an allem Werden und Wachsen, waren mit der Stadt verwachsen und eins geworden. Was wußte sein Schwiegersohn von solcher Zusammengehörigkeit? Der war erst in der zweiten Generation Hamburger, der konnte gar nicht so mitfühlen. — Er tat Heinecken Unrecht. Dessen Liebe war anderer Art, aber sie war darum nicht schlechter. Sie stammte nicht aus ferner Vergangenheit, aber sie sah hinaus in die Zukunft. Die Stadt, in der er sein Haus baute, in der seine Kinder und Enkel den Bau immer höher türmen sollten, die Stadt, für deren Wohl er arbeitete und vorwärtsdrang! — Paul stand still an der Turmwand und sagte kein Wort. Er zitterte, denn Erregungen gingen ihm auf die Nerven, und weil sein Vater nicht duldete, daß er dies zeigte, flog er um so mehr. Er drückte die Knie durch und biß die Zähne zusammen. Ihm war ganz schlecht vor Aufregung.

Adelheids junge Stimme klang hell in das Schweigen hinein.

„Wir haben hier draußen Wagen und Pferde. Ob die nicht drinnen in der Stadt nötiger sind?"

„Du hast recht, wie immer, mein Herz. Johann soll anspannen lassen. Schwiegervater, wie ist es?"

„Ich fahre mit Ihnen."

Eine Viertelstunde später fuhren sie. Johann auf dem Bock, die beiden Herren im Fond. Madame Hellwig wollte in Hamm bleiben, bis sie wiederkamen. Der Wind stand nicht zum Wandrahm hinüber, zurzeit war für Sprekelsens Haus keine Gefahr. Eher konnte Heineckens Kontor in der Großen Reichenstraße in die Feuerzone geraten.

„Ausgeschlossen, ausgeschlossen!" sagte Sprekelsen immer wieder, und wußte ganz genau, daß die Sache jetzt, da schon die Kirche auf dem Hopfenmarkt in Flammen stand, nichts weniger als ausgeschlossen war. Er wollte es aber nicht wahr haben, nicht vor den anderen, und nicht vor sich selber. Hamburg konnte nicht in solche Gefahr geraten. Hamburgs Löschvorrichtungen waren vorbildlich. Seine Bürger halfen alle wie ein Mann, wenn es not tat. Das Militär setzte sein Leben ein, wenn es darauf ankam.

Trotzdem saß er still und ziemlich blaß neben dem Schwiegersohn, der sich in seiner lebhaften Weise über alle Wenns und Abers erging. Es wurde Abend, ehe Heinecken wiederkam. Ohne Sprekelsen. Der hatte es vorgezogen, gleich in der Stadt zu bleiben. Ernst sah er aus. Seine Nachrichten waren schlecht.

Das Feuer wuchs und wuchs. Es war keine Möglichkeit, seine Gier einzudämmen. Das Bürgermilitär tat, was in seiner Macht stand, die Häuser zu räumen, die Straßen vor Gaffern zu sperren, die unsauberen Elemente fernzuhalten. Aber es wurde erzählt, in einem Schnapskeller der Bohnenstraße hätten sich betrunkene Kerls festgesetzt, als schon das Haus in den oberen Stockwerken lichterloh brannte, und der Einsturz sei so schnell erfolgt, daß keiner wieder aus dem Keller herausgekommen wäre.

„Einige sagen, es wären drei gewesen, andere reden von acht oder zehn. Man hat noch ihr gräßliches Geschrei aus den Trümmern heraus gehört, aber helfen konnte da keiner".

„Still", sagte Adelheid und war schneeweiß. „Das ist gräßlich."

Sie riß sich zusammen. „Und die Kirche?"

„Alles eine Feuermasse. Wie der Turm zusammenstürzte — es war trotz seiner Grausigkeit das schönste und erhabenste Schauspiel, das meine Augen je sahen. Eine Säule von Qualm und Glut flog in die Höhe, wohl viermal so hoch wie der Turm selber, stand über den Straßen, verdunkelte den Himmel, daß kein Sonnenstrahl durchdrang, und dann fiel es aus ihr nieder wie ein Feuermeer, brennende Scheite und Schindeln, ein Funkenregen — in einem Nu flammten alle Dächer in der Nähe auf. Wie Spielzeugschachteln brannten sie weg, und wir Menschen standen mit ohnmächtigen Händen daneben."

„Du bist sicher nicht untätig gewesen."

„Ich stellte mich einem Offizier der Bürgerwehr zur Verfügung. Wir haben die Bewohner fortgeführt, ihr Eigentum geborgen, viele hatten ihre Sachen in das Kirchenschiff gerettet, das ist nun alles mitverbrannt. Jetzt schleppen sie es bis zum Johanneum, da liegt schon der ganze Hof voll." Er atmete tief auf. „Adelheid, wenn der Himmel kein Wunder tut und uns einen starken Regen schickt — so ausgetrocknet wie die alten Kasten alle sind von der langen Dürre —, das frißt die halbe Stadt weg."

„Nein, nein, nein."

„Sie pumpten Wasser aus den Fleeten, und da sind große Massen von Öl und Sprit aus den brennenden Speichern in die Fleete gelaufen, die flogen mit dem Wasser in die Flammen. Statt zu löschen, feuerte das noch an."

„Wie komme ich nur zur Stadt und durch den Trubel?" jammerte Madame Hellwig. „Ich dachte, Amadeus würde wiederkommen."

„Du bleibst hier, Tante. Helfen kannst du da nicht, und Ruhe findest du auch nicht. Der Vater bleibt sicher nicht im Hause. Dann sitzt du und ängstigst dich allein. Morgen früh bringen wir dich hin, wenn du willst."

Wieder und wieder stiegen sie im sinkenden Dunkel des Abends auf den Boden und sahen westwärts, und sahen glutroten Schein, der unheimlich durch finstere Rauchmassen brach, und einmal, sie hatten sich endlich zur Ruhe begeben, kam es wie ein ferner, dumpfer Schlag bis in ihre Stille.

„Sie beginnen zu sprengen", sagte Heinecken und faßte im Dunkel nach Adelheids Hand. „Sie redeten schon davon. Das Feuer näherte sich dem Rathaus. Es hatte schon die Häuser an der Neueburg gefaßt. Wenn es über die Trostbrücke fliegt —"

„Sie werden doch das Rathaus retten!"

Es kam keine Antwort. Heinecken wußte, daß Hamburger Entschlossenheit auch vor dem alten Wahrzeichen der Stadt nicht haltmachen würde, wenn es um das Ganze ging.

Adelheid zitterte und flog. Die Zähne biß sie zusammen, die Hände krampfte sie ineinander — ihre Sinne aber lauschten hinaus in die Nacht. Es blieb still. Und die Müdigkeit wurde Herr über das junge Geschöpf.

In der ersten Frühe, die Stare zwitscherten eben draußen zwischen den Beeten, wurde sie wieder wach. Heinecken stand fast fertig angekleidet im Zimmer. Es war ziemlich hell, die Uhr zeigte auf vier.

„Hast du keine Ruhe mehr?" fragte sie. Und in demselben Augenblick — zweimal hintereinander — wieder der ferne, dröhnende Schlag.

„Karl Anton — es ist noch nicht vorbei."

„Nein, nein, liebes Kind, sie sprengen wieder. Ich halte es nicht mehr aus, ich muß in die Stadt. Jede Hand ist nötig. Behalte die Tante bei dir. Die bringt sich vor Aufregung um, wenn sie allein auf dem Wandrahm sitzen soll, und dein Vater ist sicher im ärgsten Trubel. — Ich fahre jetzt gleich. Nein, bleib du doch liegen, das hat doch keinen Zweck."

„Ich will sorgen, daß du Kaffee bekommst."

„Ach wozu. Das hält nur auf."

„Wer weiß, wann du wiederkommst. Und du darfst doch nicht zusammenklappen."

Da litt er es, daß sie ihn umsorgte und ihm Brot in die Tasche schob, und neben dem Kabriolet stand, als er aufsprang, und Johann hinten auf den schmalen Sitz stieg. Der sollte das Fuhrwerk zurückbringen. Aber es war ein Fuchs vor dem leichten Wagen, denn Satan in die menschenüberfüllten Straßen zwischen die schreiende, erregte Menge zu bringen, schien nicht geraten.

Für Adelheid wurde es ein langer Tag. Johann kam wieder und sagte, der Herr hätte ihn schon am Glockengießerwall heimgeschickt, er wolle gehen, denn die Straßen seien gestopft voll Menschen. Und wenn Abgebrannte kämen, die hätte er geschickt, und Frau Heinecken möchte sie doch aufnehmen.

Das war ja selbstverständlich.

Einmal kam Elise und meldete, draußen sei Piepenreimers und habe eine Frau bei sich mit drei Kindern.

„Ja, Madame Heinecken, ich soll die Leute da bringen. Ich traf den Herrn dicht an der Trostbrücke. Er käm' heute gar nicht nach Haus, und Madame Heinecken sollt' sich nicht ängstigen, wenn er auch die Nacht ausbliebe, dann schliefe er im Stadthaus."

„Wie sieht es aus in der Stadt, Piepenreimers?"

„Schlecht, Madame Heinecken. Wie das da zugeht — Sodom und Gomorrha. Wenn das man nicht nach 'n Jungfernstieg 'rübergeht. Das Rathaus haben sie in der Nacht sprengen wollen, und wie sie da grad' bei sind, faßt das Feuer all an. Alles runter. Und die alte Börse und die Häuser an der Neueburg — alles runter."

„Nach dem Jungfernstieg 'rübergeht" — wiederholte sie mechanisch. „Das meint er doch nicht im Ernst, Piepenreimers?"

„Sie haben da all für alle Fälle Böte auf die Alster gebracht. Madame Heinecken, ich denk', der Herr und der junge Herr werden schon sorgen, daß die besten Sachen rauskommen aus'n Haus. Ich will nu mal nach Wandsbek raus, da sollen noch Wagen zu kriegen sein."

Er ging, und sie brachte die Abgebrannten unter, und bekam neuen Zuzug noch vor Mittag, und hatte alle Hände voll Arbeit, und dazwischen lief sie immer einmal auf den Boden und zweimal im Laufe des Tages zum Kirchturm, und sah die schwarze Wolke über der Stadt wachsen und dachte: „Wenn es gar nicht zum Stillstand kommt! Wenn es durchbricht zum Jungfernstieg!"

Karl Anton kam nicht nach Hause, und Johann, den sie in die Stadt schickte, kam wieder und sagte, er hätte nur bis in die Ferdinandstraße kommen können, an der Bergstraße und am Alstertor sei gesperrt. Sie ließen nur die durch, die sich als Bewohner der Straßen ausweisen könnten. Er sollte einen Ausweis von Herrn Heinecken bringen, und wie sollte er den finden? Und dem jungen Herrn ginge es gut. Das hätte ihm Rutsch-Anna erzählt. Die war auch abgebrannt. Piepenreimers hätte sie mit ihren Packen und Plünnen auf einem Handwagen gehabt, um sie in das Johanniskloster zu bringen. Der junge Herr wär' an ihr vorbeigegangen und hätt' man blaß ausgesehen, aber das taten sie ja alle.

Wieder ging eine Nacht hin, wieder tönte in die Stille von Stunde zu Stunde das dumpfe Dröhnen der Sprengschüsse. Jedesmal flog Adelheid zusammen. Wo sprengsie nun? Wo nun?

Und der Wind warf die Feuermassen über die Lücken, und das ausgedörrte Holz der alten Fachwerkbauten, in den Straßen, die zum Teil seit Jahrhunderten standen, prasselte auf wie Stroh. Riesige lohende Fackeln standen die schmalen Giebelhäuser und flammten gegen den schweigenden Nachthimmel. Die Sterne verblichen vor dem Feuerwerk der Erde, schwarze Rauchmassen zogen mit dem Wind. brennendes Papier flog weit hinaus in die Vorstädte, Funkenschwärme gingen in langen, goldroten Zügen über die Stadt, und wie ein riesiges Fanal stand in der ersten Morgenfrühe der Petriturm gegen den sonnaufglühenden Himmel.

Es war zehn Uhr, als Adelheid die Gartenpforte klingen hörte und Paul durch den Vorgarten kommen sah. Er ging hastig, dabei unsicher, als trügen die Füße ihn nicht mehr recht. Sie lief ihm entgegen und sah erschrocken in sein verstörtes Gesicht. „Paul, wie siehst du aus! Ist was — mit Vater —?"

„Er ist in der Börse, Heide." Seine Stimme war heiser.

„Ja, und —?"

„Die Börse steht mitten im Feuer. Adolfstraße, Burstah, alle Straßen drum rum sind ein Feuer —"

„Und —"

„Sie wollen die Börse retten. Das Flugfeuer löschen, wo es losgeht. Zehn oder zwölf Herren, sagen sie, sollen drin sein. Sie haben sich eingeschlossen. Wenn sie die Börse nicht retten —" ein trockenes Schluchzen — „dann kommt keiner wieder."

Es war totenstill. Der junge Mensch stand hilf- und ratlos, das schmale Gesicht ganz grau und verzerrt. Adelheid, die Hände ineinander geschlungen, rang mit ihrer fliegenden Angst. Kein Wort hätte sie sagen können, die Stimme wäre gebrochen.

Da setzte vom Dachgiebel her ein Star mit seinem hellen Jubellied ein. Wie seligste Lebensfreude fielen die süßen Töne in ihre Todesangst. Der jungen Frau flog das Herz hoch, ihre Augen wurden warm. „Der Vater kommt wieder. Karl Anton Heinecken setzt sein Leben nicht umsonst ein. Wir wollen nicht kleiner sein als er, Paul! Wir wollen hoffen und helfen wie er. — Komm herein, du mußt essen und trinken. Du bist ja direkt am Umfallen. Inzwischen soll Johann aufspannen. Ich bleibe nicht länger hier draußen, ich bin schon halb wahnsinnig von dem ewigen Sehnen und Denken."

„Was sehen denn für Leute aus allen Fenstern?"

„Abgebrannte. Siebenundzwanzig hab' ich schon im Haus. Im Stall ist Stroh geschüttet für die alten Männer und die Jungens. Komm, laß Tante Anna für sie sorgen, wir fahren."

Johann holte den Landauer aus der Remise und spannte die Braunen vor.

„Wir müssen zum Jungfernstieg", sagte Paul, als er sich ein bißchen besonnen. „Sie sagen, es kann sein, daß sie noch heute mittag unser Haus sprengen müssen."

„Unser Haus?" Was griff da wie eine würgende Hand an ihr Herz? — „Unser altes Haus?"

„Ja, wenn sie doch sogar das Rathaus — da werden sie vor Bürgerhäusern nicht haltmachen."

Nein, nein, das war selbstverständlich. „Wir müssen holen, was wir in den Wagen packen können."

Da sah sie vor der Pforte einen kleinen Wagen, den zog Piepenreimers, und die Rutsch-Anna sah aus Kissen und Decken und allerlei Kram hilflos zum Hause hinüber. Man sah, sie kamen als Hilfeflehende. Adelheid winkte sie in den Garten.

(Fortsetzung folgt)

Der Orang des Doktor van Campen.

Skizze von Ernst Otto Neidhart.

Constantin de Duinen, ein nun auch verstorbener Jugendfreund, der einst Hollands größter Schauspieler war, hat mir sein Erlebnis auf Sumatra in Amsterdam, wie folgt, erzählt:

„Ich habe fast vierzehn Tage in Padang gewohnt. Ich mußte mich ausruhen. Die Vorträge über Richard II. und Julius Cäsar, die ich in den beiden Großstädten Javas, jeden viermal hintereinander, vor ausverkauften Sälen gehalten, hatten mich mitgenommen, und so nahm ich denn die Einladung eines alten Freundes, ihm zwei Wochen lang Gesellschaft zu leisten, mit Freuden an. Es war mein früherer Studiengenosse Doktor van Campen, mit dem ich einst zusammen in Leyden medizinische Vorlesungen gehört hatte; denn bevor man mich entdeckte, hatte ich die Absicht, Arzt zu werden.

Auch Doktor van Campen hatte umgesattelt. Die Zoologie und insonderheit das Studium der Menschenaffen waren sein Hauptfach geworden, vor allem studierte er das „Gemüt" dieser Vierhänder. In Westafrika hatte er die „Seele" des Schimpansen analysiert. Nun kam der Orang an die Reihe. Und auf Grund seiner Beobachtungen nannte Doktor van Campen den Bewohner der westafrikanischen Wälder einen Sanguiniker, im Gegensatz zu dem Borneos und Sumatras, der nach seinem Urteil ein Melancholiker war.

Ob solcher Differenzierung lachte ich hell auf.

Aber Doktor van Campen blieb ernst. Er wiederholte seine Behauptung und fügte hinzu: „Du selbst wirst sehen und urteilen lernen. Seit drei Jahren habe ich ein jetzt vierjähriges Orang-Utanweibchen im Hause, mit dem ich meine Versuche anstelle!"

„Was für Versuche denn?" fragte ich.

„Versuche in der Richtung, wie weit menschlicher Einfluß dazu imstande ist, diesen Anthropomorphen menschliche Gesittung beizubringen."

Noch immer lächelte ich skeptisch. Freilich! Ich muß gestehen, daß ich mir persönlich herzlich wenig aus Tieren mache. Und doch! Doktor van Campes Behauptungen ließen mir keine Ruhe. Ich selbst wollte sehen und urteilen. Und so fing ich denn an, mich um „Missie" zu bekümmern. Ja, ich gewann das Tier, das ich in den ersten Tagen kaum beachtet hatte, nach und nach lieb. Vor allem amüsierte es mich, bei Tisch eine Banane oder auch eine andere Leckerei in meiner Tasche verschwinden zu lassen und den Augenblick zu erwarten, da „Missie" zutraulich herankam und mit einem unsagbar komischen Zwinkern ihrer kleinen, braunen Augen Frucht oder Gebäck stibitzte.

Der Ausbau des Nachahmungstriebes — so drückte sich Doktor van Campen aus — war die Methode, den Menschenaffen zu zivilisieren.

Da kam ich eines schönen Tages, mitten in dem süßen Nichtstun, auf die Idee, den Ferdinand in Schillers „Kabale und Liebe" zu studieren, weil sich der Intendant mit der Absicht trug, das Stück nach meiner Rückkehr wieder auf den Spielplan der Schauburg zu setzen.

Missie und ich waren in der Zwischenzeit die besten Freunde geworden. Das Tier suchte meine Nähe. Ob um der Bananen willen oder aus persönlicher Sympathie, weiß ich freilich nicht.

Eines Tages war sie überhaupt nicht aus meinem Zimmer herauszubringen, und ich propte gerade die Szene zwischen Ferdinand und dem Hofmarschall von Kalb. Und weiß der Teufel, wie ich auf die unglückliche Idee kam? Ich ergriff in Missies Gegenwart den Revolver und deklamierte los: „Faß' dieses Ende an, sonst wirst du fehl schießen, Memme! Wie sie zittert, die Memme! Du sollst Gott danken, Memme, daß du zum erstenmal etwas in deinen Hirnkasten kriegst!" Na, und so weiter . . .

Am Abend des gleichen Tages machte mir Doktor van Campen die Mitteilung, daß er für die Nacht einen Ausflug zum Sammeln von Insekten in Padangs Umgebung verabredet habe und daß ich infolgedessen mit den Malaien allein in der Wohnung sei. Er legte mir die größte Vorsicht ans Herz. Aus diesem Grunde kontrollierte ich meinen Revolver noch einmal und stellte fest, daß seine sechs Kammern samt und sonders scharf geladen waren.

Der Abend kam heran. Doktor van Campen war schon lange fort. Die Nacht sank schnell und unvermittelt, wie sie das stets in den Tropen zu halten pflegt.

Da hörte ich plötzlich das laute Wehklagen eines der malaischen Diener. Es war der braune Kerl, dem die Sorge für Missie oblag. Nach langem Hin und Her begriff ich endlich, daß der Orang vermißt wurde, daß man ihn im ganzen Hause nicht finden konnte und daß der unaufmerksame Diener mit Recht den Zorn seines Herrn fürchtete.

Alles machte sich auf die Suche. Vergeblich! Schließlich gelang es mir, den unglücklichen Malaien wenigstens einigermaßen zu beruhigen. Von der Schwüle und dem Suchen reichlich müde geworden, suchte ich mein Zimmer auf und wollte zu Bett. Aber als ich Licht gemacht hatte, stieß ich einen Schrei aus. Ja, ich schlotterte! Wie war der Orang in mein Zimmer gekommen? Noch heute habe ich keine Erklärung dafür. Neben der Kommode stand Missie und hob den Revolver, genau so wie ich an diesem Morgen gegen den vermeintlichen Hofmarschall von Kalb.

Ein Augenblick der kühlen Überlegung sagte mir ja, daß dem Tiere nie und nimmer in den Sinn kommen würde, den Hahn abzudrücken. Und doch! Konnte hier nicht ein Zufall, eine unglückliche Bewegung . . ." Ich war so bestürzt, daß ich im Augenblick gar nicht an Flucht dacht. Willen- und sinnlos sah ich mich dem Tiere ausgeliefert, das sicher keine Ahnung von seiner augenblicklichen Furchtbarkeit hatte.

Da fuhr meine Hand unwillkürlich in die Tasche. Richtig, da steckte noch eine Banane vom Mittag. Ich hob die goldgelbe Frucht. Die Waffe entfiel Missies Hand, und sie näherte sich mir. Mit leuchtenden Augen, wie ein Kind mit den braunen Händen bittend.

Es war eine Lust, mit anzusehen, mit welchem Appetit sie ihre Banane verzehrte.

Aber nun frage ich: Ist es recht und gut, den Orang-Utangs menschliche Fertigkeiten und menschliches Wissen beizubringen, wenn solches die Folge sein kann? Ich finde, daß die Wissenschaft in den gleichen Fehler verfällt wie die Kolonisation!"

„Und mit dieser sozialen Betrachtung ist deine Geschichte zu Ende?" fragte ich da Constantin.

„Noch nicht ganz", erwiderte er. „Es geschah nämlich noch etwas unsagbar Komisches. Als sich Missie mit ihrer Banane zurückzog und sie schmatzend verzehrte, da fiel mir plötzlich wieder meine Rolle ein, und ich deklamierte weiter: „Fort, schlechter Kerl, für deinesgleichen ist kein Pulver erfunden!"

Und, wie ich das aussprach, kam es mir zum Bewußtsein, daß diese Worte von Schiller am Ende auf mich selbst gemünzt sein könnten."

„Aber nicht doch, Constantin!" erklang Frau de Duinens Stimme. „Du bist und bleibst Hollands größter Schauspieler."

Sterbende Völker.

Erzählung von einer Ostsibirienfahrt
von Joseph M. Velter.

Der Mai traf uns in den Bergen am Ulachefluß. Vom Waku aus waren wir im Laufe des Winters etwa hundertfünfzig Kilometer südwärts gewandert, durch die menschenleeren Waldwildnisse der unerforschten Höhenzüge im westlichen Sichota Alin, zunächst dem Lauf des Tudawaku monatelang durch verschneite Urwälder folgend, über frostklare Höhenzüge im Quellgebiet des Notoche, den unser udeheischer Jäger Pau „Nynton" nannte und dem wir weiter bis zum Ulache folgten, wo wir auf Überreste des aussterbenden Volkes der Golden zu stoßen hofften.

Statt dessen trafen wir zu unserer Überraschung in der Nähe der Einmündung des Notoche in den Ulache auf ein kleines, armseliges Chinesendorf, das, wie wir bald erfuhren, Notochousa heißt und zu den ältesten chinesischen Niederlassungen im Ussurigebiet gehört. Hier führte der uralte Weg hindurch, der die wilde und entlegene Welt des Ussuri mit der St. Olgabucht verband. Goldsucher und Pelzjäger, Fallensteller und Pantschui-Sammler, Golden, Orotschen, Chinesen und Koreaner fanden sich hier in alten

Zeiten zusammen. Aber die Reichtümer der Taiga nahmen ab, Seuchen und Krankheiten kamen, die mongolische Pest sandte ihre Fangarme bis in die Wildnis. Ganze Volksstämme verschwanden.

Das armselige Dörflein Notochousa vegetiert weiter, verloren, vergessen. Die Mansen (Ussuri-Chinesen) treiben kümmerlichen Ackerbau in dem an sich recht fruchtbaren Boden des Ulachetales.

Nach wenigen Tagen der Ruhe ritten wir weiter längs des Ulache, der sich hier nach Westen wendet. Es war warm geworden. Der plötzliche Zauber des sibirischen Frühlings veränderte die Winterwelt überraschend schnell. Die weißen und gelben Ahorne überwehte helles Grün, die Schwarzbirken schimmerten licht, Sumpfdotterblumen übersäten die Täler, Glockenblumen, Pfingstrosen und Iris die Wiesen. In schneeigem Weiß leuchteten, blütenübersät die Heckenkirschen, in den Wäldern dufteten die hellgelben Trauben der Akazien, trieben die Johannisbeeren, die wilden Rosen und zahllosen Rhododendren, und die Farne begannen, ihre gefiederten Blätter braun und hellgrün aufzurollen. Ringsum war die Luft von dem Locken der Vögel erfüllt, Waldtauben gurrten, in der Nähe der Bäche und des Flußufers jubelten chinesische Goldamseln und sibirische Nachtigallen ihr Liebeslied. Goldgelb, fast taubengroß, saßen die Amseln auf den höchsten Wipfeln der Bäume, während die Nachtigallen klein, grau, mit rötlicher Kehle in den Uferbüschen lockten.

Mit der Hitze kam die große Plage der sibirischen Wildnis wieder: Fliegen, Gelsen und Moskitos schwärmten in Wolken um uns, peinigten die armen Pferde und machten das Leben zur Hölle. Im Tal des Wangu, eines Nebenflüßchens des Ulache, in das wir nach Süden einbogen, schlugen wir unser Lager auf.

Hier sollten goldische und koreanische Jäger streifen, auf der Jagd nach Isjubrhirschen, deren Geweihe jetzt im Bast standen. Um diese Zeit hat der Isjubr für die Jäger den größten Wert, da jetzt das neue Geweih noch weich und durchblutet ist. Das Wild heißt in diesem Zustand Panty und wird als Aphrodisiacum von den Chinesen außerordentlich hoch bezahlt.

Hier in den endlosen Taigawildnissen der Ulacheberge sollten wir ein Erlebnis haben, das uns lange Zeit beschäftigte. Von unserem Lager aus machten mein Gefährte Imquill und ich oft mehrtägige Jagdstreifen in die Berge. Unsere Hoffnung, auf Golden zu stoßen, verwirklichte sich nicht. Trafen wir wirklich einmal einen Menschen, so war es ein „weißer Schwan", ein Koreaner, und immer wieder hörten wir, daß die Gesuchten längst nicht mehr hier wohnten. Sie seien vor vielen Jahren schon weit nach Norden gezogen. Wir kamen aus dem Norden, aber auch dort hatten wir goldische Jäger nicht getroffen. Sollte der Stamm schon gänzlich ausgestorben sein?

Da geschah es, daß wir eines späten Maitages unser leichtes Wanderzelt inmitten der Taiga aufschlugen. Wir hatten den ganzen Tag die Wildnis durchstreift, zwar eine Reihe von Hirschfährten gefunden, waren aber nur auf ein paar Tauben zu Schuß gekommen. Nun suchten wir in der Umgebung des Lagerplatzes nach dürrem Reisig für unser Feuer, als Imquill mich plötzlich zu sich heran rief. Durch die Zweige von Faulbaumsträuchern, die noch mit weißen, kleinen Blüten besetzt waren, sah ich ihn vornüber geneigt stehen. Aus dem Gewirr des vermoderten Fallholzes und des Mooses blinkte, als ich zu ihm kam, gelblich ein kahler Menschenschädel. Wir legten die Umgebung frei. Gelblichbraunes Gebein zeigte sich, zwei weitere kleinere Schädel wurden sichtbar, dann noch ein größerer. Dazwischen Drahtstücke, modriges Leder, ein völlig verrostetes vorsintflutliches Gewehr, dessen Schaft stellenweise vermorscht war.

Welche Tragödie mochte sich hier vor Jahrzehnten abgespielt haben? Offensichtlich stammten die Gebeine von einem Mann, einer Frau und zwei Kindern. Wer waren sie? Jäger jedenfalls, vielleicht Golden oder Udechesen. Und was war mit ihnen geschehen? Verhungern oder verdursten kam nicht in Frage, denn es gab Wild und Wasser genug in diesen Bezirken. Auch waren sie nicht von Promyschlenniks, Waldräubern, überfallen und ermordet worden, denn diese hätten ihnen das Gewehr geraubt.

Imquill fand schließlich eine einleuchtende Erklärung: die Familie war auf der Flucht vor einer der aus dem Südwesten kommenden Seuchen. Deshalb hatte der Jäger Frau und Kinder in die unwegsame Wildnis dieser drohenden Waldwüsten mitgenommen. Aber den Keim der Krankheit brachten sie mit und starben hier inmitten der Öde der Taiga eines schweren und dunklen Todes.

Tausende und Abertausende von Menschen der ostsibirischen Wildnis sind auf diese Weise umgekommen. Früher waren nach den Liedern dieser aussterbenden Stämme ihre Völker so zahlreich, daß vom aufsteigenden Rauch ihrer Feuer die weißen Schwäne im Vorüberflug sich schwarz färbten. Aber dann kamen die Blattern, die in wenigen Tagen ganze Siedlungen zu Friedhöfen machten, es folgte, von den Russen eingeführt, die Schwindsucht, und nicht zuletzt die mongolische Pest, die Lungenpest, die von den kleinen Pelztieren, den Tabarganen der Dahuria, immer wieder auf den Menschen übertragen wird und der in Zeitspannen von etwa zehn Jahren regelmäßig Hunderttausende zum Opfer fallen.

Von den Orotschen findet sich noch ein kleiner Rest in den Ebenen am Ussuri, die Golden sind wohl schon ganz ausgestorben, eingeborene Giljaken leben noch an der Amurmündung und auf Sachalin, die Udechesen haben sich in die tiefsten Waldwildnisse zurückgezogen und fristen dort ihr Dasein.

Nicht lange mehr — und diese interessanten, kaum bekannten Volksstämme werden völlig ausgestorben sein.



* **Auf der Suche nach dem Paradies.** Die vom amerikanischen Gelehrten Dr. Roy Chapman Andrews geleitete wissenschaftliche Expedition verließ am 26. Mai zum sechsten Male im Laufe der letzten 10 Jahre Peking, um in der Wüste Gobi die Spuren des Paradieses zu finden. Eine uralte mongolische Legende behauptet nämlich, daß der Paradiesgarten sich eben in dieser Wüste befand, um später im tiefen Sande begraben zu werden. In Automobilen, teils auf Kamelen, werden die Mitglieder der Expedition aus der Stadt Kalgan an der mongolisch-chinesischen Grenze ihre weitere Reise nach den unermeßlichen Weiten der Gobi-Wüste antreten. Nach den letzten wissenschaftlichen Feststellungen ist diese Wüste die Wiege der Menschheit. Dr. Andrews und dem Paläontologen Dr. Walter Granger haben sich diesmal auch zwei hervorragende Wissenschaftler anderer Nationalitäten angeschlossen. Der eine ist der chinesische junge Geologe W. C. Pei, der vor einigen Monaten in 45 km Entfernung von Peking den weltberühmten Fund machte — das Gebein des sogenannten Peking-Menschen. Der zweite ist der Präsident der französischen geologischen Gesellschaft Chardin. Das chinesische Hilfspersonal der Expedition hat schon vor einigen Wochen die Stadt Kalgan auf Kamelen verlassen. Der Stab der Expedition wird in Autos nachreisen. Der Organisator der Expedition Dr. Andrews, der als einer der besten Kenner Chinas gilt und die Gefahren der Reise in den entlegenen Gebieten dieses Landes sehr gut kennt, hat es nicht unterlassen, von den Häuptlingen verschiedener chinesischer Räuberbanden, deren Territorium die Expedition passieren muß, Pässe und Geleitbriefe für großes Geld zu bekommen. Ohne solche bezahlten Freundschafts-Bezeugnisse der chinesischen Bandenführer ist an eine Reise zu den Gärten des Paradieses im heutigen China nicht zu denken.

*

* **Ich schaue einem Angler zu.** Es dauert nicht lange, fängt dieser einen schönen Hecht, — so einen halben Meter lang. Der Angler betrachtet ihn eine zeitlang und wirft ihn wieder ins Wasser. Dieses Spiel wiederholt er ungefähr viermal. Da reißt mir dann doch die Geduld. Ich sage: „Mann, sind Sie denn verrückt, diese herrlichen Fische werfen Sie wieder ins Wasser?" — „Ja," meint mit aller Ruhe der Mann, „das verstehen Sie nicht! Ich habe zu Hause so eine kleine Bratpfanne und da . . . passen die großen Fische nicht rein."

Verantwortlicher Redakteur: Leopold Gollasch; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.